

Stadturlaub : Freie Zeit im städtischen Alltag : ein Rück- und Ausblick auf Freizeitmodelle = Vacances citadines : loisirs au sein de la vie citadine de tous les jours : rétrospective et perspective sur modèles de loisirs

Autor(en): **Mühlestein, Erwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **72 (1985)**

Heft 10: **Tägliche Freizeit = Loisirs quotidiens = Daily Leisure**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-54832>

Nutzungsbedingungen

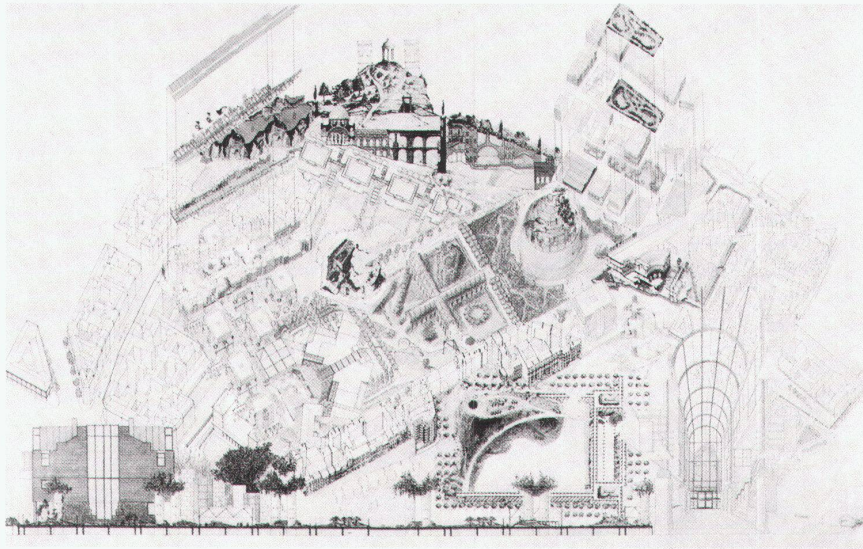
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Stadurlaub

Freie Zeit im städtischen Alltag: ein Rück- und Ausblick auf Freizeitmodelle

Mit dem Verlust der öffentlichen Stadträume ist eine Verlagerung des Wohnens «von aussen nach innen» verbunden. Die privatisierten Hofidyllen, Wohnstrassen oder die Malls, jene inszenierten Warentheater, sind kein Ersatz für die unkontrollierten, öffentlichen Stadträume, die sich der Stadtbewohner aneignen kann. Der folgende Beitrag kommentiert gescheiterte und erfolgreiche Versuche, die öffentliche Sphäre durch Einrichtungen für die Freizeit im städtischen Alltag zu revitalisieren.

Loisirs au sein de la vie citadine de tous les jours: rétrospective et perspective sur des modèles de loisirs

La perte de l'espace urbain public est liée à un renversement des conditions de l'habitat qui sont passées de «l'extérieur vers l'intérieur». Les cours idylliques des simples particuliers, les rues résidentielles ou les promenades publiques, ces théâtres de marchandises soigneusement mises en scène, ne peuvent remplacer les espaces urbains publics incontrôlés que le citoyen peut faire siens. L'exposé suivant commente les tentatives avortées ou réussies faites pour ressusciter l'espace public à travers la création d'installations pour les loisirs dans la vie citadine de tous les jours. (Traduction voir page III)

Spare Time in the Urban Routine: a Retrospective View and a Forecast of Leisure Models

The loss of urban public spaces entails a shift in living from the "outside to the inside". Romantic courtyards withdrawn into the private sector, residential streets or malls, those staged displays of goods are no substitute for the free public urban spaces which can be appropriated by the city-dweller. The following article comments on failed and successful attempts to revitalize the public sphere by means of leisure facilities in the everyday urban scene.

«Der überbordende Freizeitkonsum trägt von Jahr zu Jahr mehr zur Verschmutzung von Wasser und Luft sowie zur Verlärmung unserer Umwelt bei und stellt damit einen ernst zu nehmenden Faktor in der rasch sich verschärfenden allgemeinen Umweltproblematik dar. (...) Wir haben erlebt, wie das Auto im Laufe von etwas mehr als zwei Jahrzehnten vom Vehikel einer privilegierten Minderheit zum Gebrauchsgegenstand geworden ist. Was hier zu beobachten war, wiederholt sich der Tendenz nach mit der Zweitwohnung, mit dem Zweitwagen, mit dem Motorboot, mit dem privaten Schwimmbad, mit dem Sportflugzeug. Wir treiben im Bereich der Freizeit Zuständen entgegen, die – vorsichtig ausgedrückt – mit schwerwiegenden Nachteilen verbunden sind. (...) Ein Nachlassen der Nachfrage wäre (...) erst zu erwarten, wenn sich das Konsumverhalten grundlegend ändern würde.»

«Neue Zürcher Zeitung», 20. August 1972

«(...) wenn das Konsumverhalten sich grundsätzlich ändern würde». Dass es sich ändern muss, wenn wir nicht nur unsere sogenannten Naherholungsgebiete, sondern, mit ihnen direkt verbunden, auch unsere natürlichen Lebensgrundlagen erhalten wollen, ist inzwischen in den meisten Kreisen unbestritten. Doch wie und wodurch die notwendigen Änderungen im Konsumverhalten herbeigeführt werden sollen, darüber gehen die Meinungen auseinander.

Eine marktwirtschaftlich konforme mögliche Lösung wäre die, dass die umweltbelastenden Freizeitvergünstigungen, darunter vor allem die (Wochenend-)Kurzurlaube, durch die Preisgestaltung wiederum nur einer kleinen privilegierten Bevölkerungsgruppe ermöglicht würden. Das aber hätte schwerwiegende Folgen für unsere Freizeit- und

Tourismusindustrie, den Wirtschaftszweig, der Jahr um Jahr höhere Zuwachsraten als die Zukunftsindustrie der Elektronik vorweisen kann. Aber dennoch beginnt sich auf diese Weise, durch die seit einigen Jahren sinkenden Realeinkommen, aber auch durch die zunehmende Arbeitslosigkeit in industriell hochentwickelten Ländern, eine Veränderung abzuzeichnen. Für untere Einkommensgruppen beschränkt sich die Wahl der jährlichen Urlaubsgestaltung bereits nur auf eine grössere Ferienreise, der billigeren (Freizeit-)Ausrüstung wegen meist im Sommer und in sogenannte «Billigländer».

Die restliche Freizeit muss dann notgedrungen zu Hause verbracht werden. Vorwiegend in der eigenen Wohnung und im direkten Wohnumfeld, wo rund 70 Prozent der Tagesfreizeit verbracht werden. Und die von der Durchschnittsbevölkerung zu drei Fünfteln vor dem Fernsehgerät. Als leicht beeinflussbare «Konsumenten», u.a. auch deshalb, weil die nähere Wohnumgebung keine Alternativen dazu bietet und die Fähigkeiten zu einer selbstbestimmten Freizeitgestaltung längst verkümmert sind. – Muss, soll und kann das verändert werden, und wer hat ein Interesse daran? Sicher nur diejenigen Kreise, die ein soziales Gewissen auszeichnet, und die, die eine sinnvolle selbstbestimmte Lebensform auch breiteren Bevölkerungsschichten in der sich abzeichnen beginnenden nachindustriellen Gesellschaft ermöglichen wollen.

Einer völlig anderen Gesellschaft als der heutigen, in der nicht mehr die Erwerbstätigkeiten das bestimmende Moment sein werden, denn die werden weitgehend Maschinen vollbringen. Erste Anzeichen dieser Entwicklung sind bereits in der Schwerindustrie, im Bergbau, aber immer mehr auch in anderen verarbeitenden Industriezweigen und in den verwaltenden Dienstleistungssektoren deutlich erkennbar. Es sind, wenn man über 10 Prozent Erwerbslose in einzelnen Bereichen und Gegenden noch so bezeichnen kann, verhältnismässig wenige von der als Folge eintretenden Erwerbslosigkeit betroffen. Und betroffen sind vorerst vorwiegend Bevölkerungsschichten, die sich

weder artikulieren noch ihre Interessen durchzusetzen wissen. Doch das wird sich bald ändern, wenn noch breitere und vor allem andere Bevölkerungsschichten davon betroffen werden. Dann wird es kaum mehr wie heute möglich sein, die Bevölkerung durch die Nichtverteilung der restlichen Arbeit in eine Zweiklassengesellschaft zu spalten. In eine solche mit und eine ohne Arbeit, in eine arme und eine reiche, weil dann bald einmal die Erwerbslosen in der Mehrzahl und mit ihrer verminderten Kaufkraft nicht mehr in der Lage wären, unser vom Konsum abhängiges Wirtschafts- und Gesellschaftssystem in Gang zu halten.

Ein anderer wirtschaftlich immer bedeutend werdender Aspekt, der zu einer gesellschaftlichen Veränderung führen muss, ist der, dass eine intelligente Industrie, wie sie nur eine nachindustrielle Gesellschaft herbeiführen kann, einer ebenso intelligenten Arbeiterschaft bedarf. Die alten Ausführungs- und Unterordnungstugenden, die die Arbeiterschaft des ausgehenden Industriealters auszeichnete, sind in einer intelligenten Industriegesellschaft nur hinderlich. Eigenschaften aber, die zum schnellen und reibungslosen Aufbau unserer industriellen Gesellschaft wohl nützlich waren und die ausser durch autoritäre Erziehungs- und Ausbildungsformen auch mit isolierenden Wohn- und Lebensformen gefördert wurden. Eine intelligente Industrieproduktion dagegen ist auf die Kooperations- und Kommunikationsfähigkeiten ihrer Mitarbeiter angewiesen, und diese Fähigkeiten werden sich nun nicht plötzlich von allein einstellen.

Ein weiterer, nicht wirtschaftlicher – und daher wohl kaum ausschlaggebender – Aspekt, der entscheidende Veränderungen in unserem Freizeitverhalten erfordert, ist derjenige der Erhaltung und, wo möglich, Weiterentwicklung unseres kulturellen Erbgutes. Es ist jedenfalls heute schon dadurch ernsthaft gefährdet, wenn der grössere Bevölkerungsanteil weiterhin keine anderen Möglichkeiten der Freizeitverbringung als vor dem Fernsehgerät kennt (drei von vier Familien können sich einen Feierabend ohne Fernsehen nicht mehr vor-

1 Antoine Grumbach, Zeichnung 1980, «Autoportrait architectural» zum Thema «Die Kunst, die die Stadt vervollständigt» / Antoine Grumbach, «Autoportrait architectural», 1980, «L'Art de compléter les villes» / Antoine Grumbach, «Autoportrait architectural», 1980, «The art, which makes the towns complete»

stellen) und wenn der andere Teil keine anderen als die von der Freizeitindustrie vorgegebenen Möglichkeiten mehr sehen will oder kann.

Aufwertung des Wohnumfeldes

Durch die wirtschaftspolitischen Folgeerscheinungen der Absicherung bestehender Strukturen bedingt, d.h. durch die «neue» Verarmung breiterer Bevölkerungsgruppen, können vielleicht in einer nachindustriellen Gesellschaft die schlimmsten Umweltschäden einer konsumorientierten Freizeitverbringung vermindert werden. Doch das wird so oder so zu einer Notwendigkeit werden und kann auch auf andere Weise erreicht werden. Zum Beispiel durch eine Aufwertung der näheren Wohnumfelder, wenn dieselben so attraktiv gestaltet werden, dass die Bewohner von sich aus ihren Wohnorten nicht mehr zu jeder sich bietenden Gelegenheit zu entfliehen versuchen.

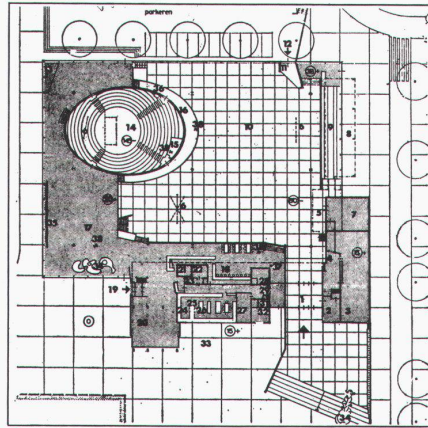
Ein solches Verhalten könnten u.a. wohnungsnaher Freizeitzentren bewirken, wenn sie so geplant sind, dass sie mehr als nur Ersatz für den (Wochenend-)Urlaub würden. «Kontaktfreundliche Freizeitzentren für alle und alles, wo man sich treffen und unterhalten, feiern und sich gemeinsam betätigen kann, aber nichts tun muss» (Horst W. Opaschowski). Die einzurichten müsste eigentlich von gesamtgesellschaftlichem Interesse sein.

Die in den letzten Jahren vielerorts entstandenen Kultur- und Freizeitzentren verschiedenster Art entsprechen jedenfalls diesen Anforderungen nicht. Meist bleibt durch ihre vorgegebenen Bestimmungen, wie z.B. Jugend- oder Kulturzentrum, Altentreff oder Kindertagesstätte, ein Teil der Bevölkerung von vornherein ausgeschlossen. Und meist sind die öffentlichen Freizeiteinrichtungen der staatlichen Verwaltung angeschlossen und dadurch restlos durchorganisiert, so dass wenig Raum und Anreiz für eigene Initiativen aufkommen, weil man sich ständig unter Aufsicht fühlt. In dieser (üblichen) Form fördern sie eher noch das Auseinanderleben von Familien, Nachbarschaften und Generationen, als dass sie selbstbestimmte gemeinschaftsbezogene Aktivitäten ermöglichen.

Die Einkaufszentren – Ersatz für fehlende Freizeitorde

Waren es in den ersten Nachkriegsjahrzehnten vor allem konfessionelle Gemeinschaftszentren, deren Bau man sich nach dem erfolgten Nachholbedarf und Wiederaufbau im Wohnungssektor zuwandte, so weiteten sich dieselben Aufgaben in den prosperierenden 60er Jahren auf die kommunalen Träger aus. Heute dagegen wird der durch kontaktlose Wohnbauformen, Kleinfamilienzentrierung und Massenmedienkonsum – übriggebliebene Restbedarf an Gemeinschaftserlebnissen einer in die Agglomerationen ausgesiedelten Stadtbevölkerung meist durch autobahnahe Einkaufszentren abgedeckt.

Jedenfalls kündigte 1970 das erste schweizerische Einkaufszentrum in der Nähe Zürichs seine baldige Eröffnung mit einer Inseratenserie folgenden Inhalts an: «Ab (...) finden Sie im (...) die modernste Form der Multifunktion: die erste ganz nach heutigen Bedürfnissen (!) geplante und gebaute City der Schweiz. Hier ist man willkommen –



nicht nur als Konsument und Benutzer von Dienstleistungen, sondern auch als genüsserisch flanierender Gast. Die neue City ist ein umfassendes Erlebnis – es gibt Konzerte, Beizli, Unterhaltung und Treffpunkte für alle! Einzelgänger und AHV-Bezügler – niemand, der sich hier nicht wohlfühlen wird. Denn die (...) -Idee von der echten Multifunktion kommt allen zugut, getreu dem Vorbild von anno dazumal (...)

Fünf Jahre später kündigte ein am anderen Ortsausgang Zürichs liegendes Einkaufszentrum seine bevorstehende Eröffnung so an: «(...) kann man glatte Leute treffen. Und von glatten Leuten getroffen werden. Man kann lädelen». Den Wasserspielen zuschauen. In ein gutes Restaurant gehen. Oder sich in einer bequemen Sitzgruppe am Rande der Mall ausruhen. (...) ist eben ein richtiges Einkaufszentrum. Dazu gehört, dass nicht nur die Geschäfte und Warenhäuser dazu gehören. Sondern auch Begegnungs- und Ausruhm- und Spannungsmöglichkeiten. Ein glattes Einkaufszentrum ist auch ein glatter Treffpunkt!»

Nur knapp vier Monate später erschien in der Presse unter der Überschrift «Der Treffpunkt wird verschwinden» die Nachricht: «Innert kurzer Zeit ist die Sitzmulde in der Mall (...) zu einem Anziehungspunkt für viele Jugendliche geworden. Nun will die Zentrumsleitung, die jeweils in zweistündigen Abständen die Sitzgruben reinigen lassen musste, Abhilfe schaffen.» Das geschah dadurch, dass die Mulden eingeebnet wurden und heute nichts mehr auf den anfänglichen «Treffpunkt» schliessen lässt.

Ähnliche «Abhilfen» schufen inzwischen auch andere Einkaufszentren oder sahen schon von Anfang an keine nichtkommerziellen «Treffpunkte» mehr vor. Die Zentren, deren Erfolg inzwischen feststand, mussten ja auch nicht mehr mit kommunikativen Argumenten um Kundenschaft buhlen.

Aber dennoch wurden die «Symbole unserer Wohlstandsgesellschaft» für grosse Teile der Randgruppen-Jugendlichen, der Unterprivilegierten, der Heimat- und der Arbeitslosen, zu beliebten Treffpunkten, «wo man immer jemanden sieht und sich nicht so allein zu fühlen braucht».

Bezeichnend auch, dass die Zentren diesen

unerwünschten Besucherstrom gewinnbringend in eigens eingerichtete Spielsalons kanalisiert, wo die Jugendlichen den Vorort-Shoppern nicht mehr in die Quere kommen. Befragungen ergaben, dass viele dieser Jugendlichen dort täglich anzutreffen sind, weil, so eine 14-jährige Realschülerin, «man nicht immer im Spunten sitzen kann und es in den Freizeitanlagen zu langweilig ist». – Für wie viele einkommensschwache Rentner die Zentren ein ähnlicher Ersatz sind, weiss man nicht, weil sie gewohnt sind, weniger Aufsehen zu erregen.

Die Einkaufspassagen – Rückkehr der Einkaufszentren in die Städte

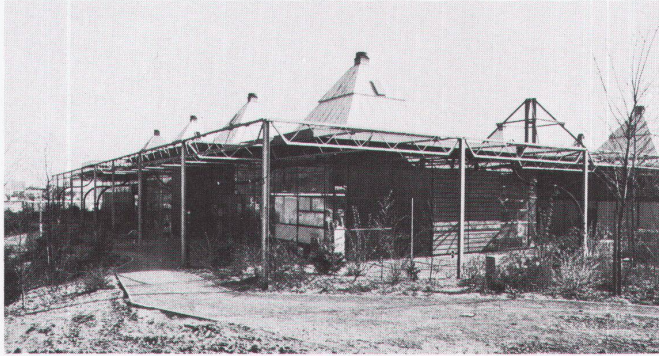
In den USA, Europa meist in vielen Entwicklungen jeweils um Jahre voraus, begann gleichzeitig, als bei uns die Einkaufszentren auf den grünen Wiesen Fuss zu fassen begannen, die gegenteilige Entwicklung der Wiederaufwertung ausgestorbener Innenstadtviertel als Einkaufszentren. Vom Einzelhandel gefordert, wurde versucht, durch den Einbau von Einkaufspassagen in bestehende Häuserblocks günstige «Einkaufsatmosphären» zu schaffen. Die anfänglichen Probleme der Einkaufszentren durch sich ansammelnde Nichtkonsumenten wurden dadurch gelöst, dass derjenige, der nur unverbindliche Geselligkeit sucht und sich dazu setzen will, bezahlen muss.

Ansonsten erreichten die neuen Passagen nirgendwo die Beliebtheit, die sie im 19. Jahrhundert bei der Bevölkerung genossen und wo sie zum Teil zu echten «Wohnzimmern» einer Stadt wurden, wie etwa die Mailänder Galleria Vittorio Emanuele II, die noch immer wie ein weltliches Gegenstück zur Kathedrale funktioniert. Die Passagen des 21. Jahrhunderts sind dagegen nach Geschäftsschluss genauso öde wie die sie umgebenden Innenstädte, und nicht wenige von ihnen werden dann mit Gittern verschlossen.

Ungebrochen ist diese Entwicklung in grösserem Massstab immer noch in den USA, wo gegenwärtig über 22000 Shopping-Malls die Kundenschaft von den Strassen und Plätzen, aber auch aus den Shopping-Centers abziehen. «Die Mall, aus dem Shopping-Center hervorgegangen, ist zu Amerikas Erlebnisraum Nummer eins geworden. Sie verändert die Lebens- und Freizeitgewohnheiten der Amerikaner und ihr gesellschaftliches Verhalten», schrieb «Der Spiegel» in einer grossen Reportage «Ewiger Frühling in Mickymaus-Stadt». Für Amerika, dessen Bürgern der öffentliche Raum bislang nicht das Geringste, der private Wohnraum mit allem erdenklichen Luxus dagegen alles bedeutet, kann die Entstehung der neuen synthetischen Städte ein Anfang zu gemeinschaftsbezogenem Verhalten sein, das die nachindustrielle Epoche auszeichnen wird.

Multifunktionale Zentren als echte Freizeitzentren

Der Erfolg solcher Zentren in Amerika und auch bei uns lässt auf ein latent vorhandenes Bedürfnis der Bevölkerung nach Kontakten schliessen. Als Folge des Verlustes der öffentlichen Stadträume durch ihre reibungslose Verkehrserschliessung – die Wohnstrassen mit ihrem «privaten» Charakter sind kein Ersatz dafür – findet «öffentliches



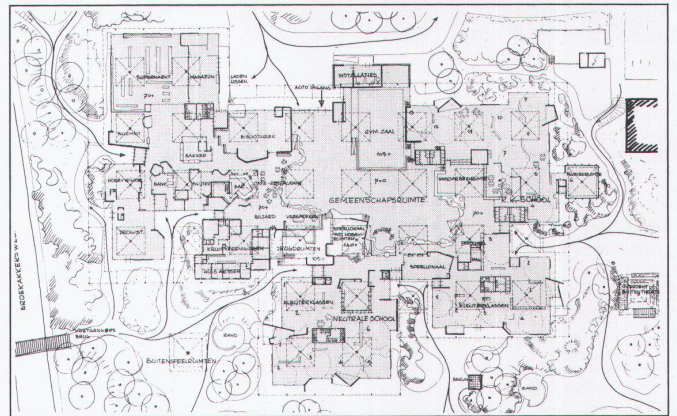
3



4



5



6

Leben» notgedrungen immer mehr im Innern von Gebäuden, unter Ausschluss bestimmter Bevölkerungsgruppen, statt.

Die Gefahr, dass die «synthetischen Städte» als Stadtersatz wiederum nur eine Flucht nach innen sind, die sich von derjenigen in private Wohnräume grundsätzlich nicht unterscheidet, liegt auf der Hand. Ein wirklich öffentliches Leben kann nur bei gleichzeitiger Entwicklung des öffentlichen Gemeinsinns entstehen. Und dazu tragen weder die rein kommerziell ausgerichteten Einkaufszentren noch die Shopping-Malls etwas bei.

In einer nachindustriellen Gesellschaft aber wird das möglich und für ihren Bestand notwendig sein. Die Wirtschaft kann dann ohne unser heutiges Konkurrenzverhalten selbsttätig (automatisch wie die Automaten) funktionieren, wenn wir bis dann die wirtschaftlichen und politischen Strukturen entsprechend ändern, was Rückwirkungen auf unser aller gesellschaftliches Verhalten haben wird – eine rein politische Frage also.

«t'Karregat» in Eindhoven

Eine Vorstellung davon, wie ein städtisches (öffentliches) Leben dann aussehen könnte, kann am besten das 1973 durch den Architekten Frank van Klingeren im Eindhovener Vorort Herzenbroeken erbaute multifunktionale Quartierszentrum «t'Karregat» (Karrenloch – weil auf dem sanft ansteigenden Gelände früher die Karren steckenblieben) vermitteln.

Van Klingeren war Ende der 60er Jahre durch den Bau eines neuartigen sozial-kulturellen Zentrums in Dronten weltweit bekannt geworden. Er hatte dort von drei Kirchen und der Gemeinde den Auftrag erhalten, ein Ortszentrum nach den damals üblichen Vorstellungen zu bauen: für jede der drei Kirchen einen Raum und für die Gemeinde einen Theatersaal mit Foyer und Ausstellungsraum. Was aber van Klingeren seinen Auftraggebern vorschlug und von ihnen auch akzeptiert wurde, war, ein multifunktionales Zentrum zu bauen,

2 1967 von Frank van Klingeren in Dronten NL erbautes multifunktionales Freizeitzentrum «De Meerpal». Das soziokulturelle Experiment einer Agora im 20. Jahrhundert, wo sich ohne Konsumzwang jedermann treffen kann und wo sich alles unter einem Dach befindet, hat sich ausserordentlich gut bewährt / Centre de loisirs multifonctionnel «De Meerpal» bâti en 1967 par Frank van Klingeren à Dronten NL. Cette expérience socioculturelle d'une agora au 20e siècle, où chacun peut communiquer sans obligation de consommer et qui réunit tout sous un même toit, a donné entière satisfaction / The multi-functional recreational centre "De Meerpal" in Dronten (The Netherlands), built in 1967 by Frank van Klingeren. This socio-cultural experiment of a 20th century agora, where people may meet without any compulsion to consume anything, and where everything may be found under the same roof, has proved to be an extremely good idea

in dem alles unter einem einzigen Dach vereint sein sollte. Als Hülle schlug er eine kubische Fabrikhalle mit möglichst wenig störenden Stützen als sozusagen grosse, verglaste Markthalle vor. Und die funktioniert bis heute ausgezeichnet.

In Eindhoven dagegen erwartete man von van Klingeren eine Lösung, bei der nicht nur kulturelle, sondern auch kommerzielle Einrichtungen unter einem Dach vereinigt sein sollten: zwei Vor- und Grundschulen (je eine öffentliche und eine katholische), eine Turnhalle, Jugend- und Hobby-

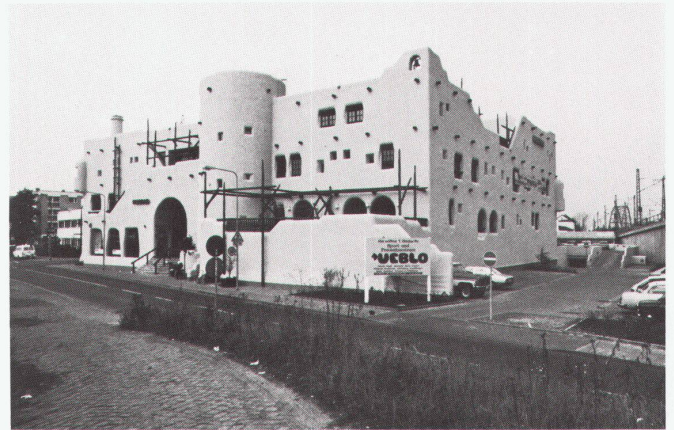
3 Minimalstruktur des 1973 ebenfalls von Frank van Klingeren erbauten multifunktionalen Zentrums «t'Karregat» im Eindhovener Vorort Herzenbroeken / Construction minimum du centre multifonctionnel «t'Karregat» également construit par Frank van Klingeren à Herzenbroeken, faubourg d'Eindhoven / The minimal structure of the multi-functional "t'Karregat" Centre also built by Frank van Klingeren in Herzenbroeken, a suburb of Eindhoven, in 1973

4 Einer der Innenplätze vor dem Supermarkt-Eingang / L'une des places intérieures devant l'entrée du super-marché / One of the interior courtyards in front of the entrance to the supermarket

5 6 Situation und Grundriss des nach allen Seiten hin offenen Zentrums, das zum «Wohnzimmer» des Quartiers wurde / Situation et plan du centre ouvert sur chacun de ses côtés et qui est devenu la «salle de séjour» du quartier / Site and ground-plan of the centre that is open on all sides and has become the "living-room" of the neighbourhood



7



8

raum, Versammlungssaal, eine Gemeinschaftspraxis dreier Ärzte und eines Zahnarztes, eine Bücherei sowie Supermarkt, Drogerie, Bäckerei, Blumen- und Spielgeräteladen, eine Bankfiliale, ein Postamt und draussen eine Autowerkstatt zur Selbstbedienung. Und das alles zur Hälfte der üblichen Baukosten.

Van Klingeren's Lösungsvorschlag war auch hier wieder, wie in Dronten, der einer praktisch vollständigen Offenheit. Unter einer schirmartig verglasten Stahldachkonstruktion plante van Klingeren alle Einrichtungen mit fließenden Übergängen. Kaum etwas war richtig vom anderen getrennt; das Postamt in der Drogerie und die Bücherei im Restaurant. Die Schulen verglast und vom zentralen Innenraum her, der gleichzeitig als Pausenraum dient, «ein-» und selbstverständlich auch «aussichtbar». Sämtliche Trennwände waren als 40 bis 120 cm hohe Mauern geplant, ausgeführt wurden dann solche von zwei Metern Höhe. Doch die beeinträchtigten die «Offenheit» des Baukomplexes kaum.

Die Halle hat überall Eingänge und ist so mit den umliegenden Wohnhäusern, als deren «Wohnzimmer» sie nach van Klingeren dienen soll, beinahe direkt verbunden. Manfred Sack, Architekturkritiker von «Die Zeit», besuchte 1975 das Zentrum und schrieb danach enthusiastisch: «(...) jeder Besucher sieht, woran er vorübergeht; Mütter sehen ihre Kinder in der Schule, Kinder merken, dass sie in der Schule nicht abgesondert sind. Sie spüren ihre gewohnte Umgebung; Eltern und Schule kommen sich näher, Mütter helfen in der Schule, Väter erzählen bei Bedarf aus ihrer Erfahrungswelt, Lehrer beraten Eltern.»

Und weiter: «Es ist sinnlos, den «Konsumterror» anzuprangern, solange Konsum wesentlicher Bestandteil unseres Daseins ist; also ist es besser, Verdikte zu überprüfen und Aversionen zu vermindern. Das geht so: Kultur und Konsum nutzen ihre Nachbarschaft, Lehrer machen ihre Schüler mit der Supermarktwelt vertraut, erziehen sie auf diese Weise zu kritischen Konsumenten, die womöglich das Angebot beeinflussen, statt sich von ihm bestimmen zu lassen. Die Kaufleute wiederum betrachten die Kinder nicht mehr als Diebe, Stö-

renfriede, Kundenvertreiber, sondern als die interessanten Kunden von morgen.»

Ein Jahr nach diesen Zeilen wurde im Zuge der «Restauration» (van Klingeren) zuerst die «offene» Schule, und damit auch ihre fortschrittliche Pädagogik, in eine «normale» mit den üblichen Klassenräumen zugebaut und nach und nach weitere Bereiche voneinander abgetrennt. Nicht etwa weil das offene (Bau-)Prinzip nicht funktioniert hat, sondern weil es zu gut funktionierte...

Inter-Action Centre in Kentish Town, London

Nach einem ähnlichen Prinzip, jedoch mit anderem «Inhalt», baute 1977 der Architekt Cedric Price im ärmlichen Londoner Stadtteil Kentish Town für eine Quartiersvereinigung ein soziokulturelles Zentrum besonderer Art, das der Europarat in Strassburg – zu Recht – als das «aufregendste städtische Freizeitzentrum» bezeichnete.

Ebenfalls mit minimalen Baukosten, durch die praktisch ausschliessliche Verwendung von standardisierten Katalog-Fertigteilen und eines vorgefertigten Stahlbausystems zur Aufnahme der Container-Baracken, erbaute Price, im Baurecht bis zum Jahr 2000 auf öffentlichem Boden, ein Zentrum, das durch seine Mobilität alles Erdenkliche auf über 2000 m² Fläche ermöglicht. So in der Anfangsphase um eine zentrale Halle einen Altentreffpunkt, einen Kindergarten, verschiedene Spiel- und Aufenthaltsräume, ein öffentliches und ein Personalrestaurant sowie die verschiedensten Werkstätten von der Holz- und Metallbearbeitung bis hin zu Foto-, Film- und Videoteilern, in denen eigene Produktionen entstanden.

Den sehr wichtigen Kontakt zu den Quartiersbewohnern, der kaum anderswo gepflegt wird und deshalb meist nur kleinere Gruppen in die Zentren lockt, stellen in Kentish Town die Erzeugnisse der hauseigenen Druckerei sowie ein spezieller Medienbus her, mit welchem auf öffentlichen Strassen und Plätzen die im Zentrum hergestellten Film- und Videoproduktionen vorgeführt werden. Zusätzlich bereitet eine Theatergruppe, die im Zentrum ihre Probe- und Produktionsräume hat, ganz England und wirbt dadurch für die Inter-Action-

Idee der beiden Initianten Rhodes Scholar und Ed Berman. Ihnen zur Seite stehen rund 60 bezahlte Mitarbeiter aus dem Quartier, ohne die das Zentrum nicht in dieser Form funktionieren könnte.

Kommerzialisierung der Freizeitzentren

Etwas Ähnliches versuchten Jahre später die Bewohner des Londoner Stadtteils Covent Garden zu realisieren. Ihnen standen dafür ausgediente Markthallen aus dem letzten Jahrhundert als ideale Baustruktur zur Verfügung.

Durch ihre zentrale Lage auf teuerstem städtischem Boden inmitten Londons bedingt sowie durch die zwischenzeitlich veränderte politische Lage in ganz Grossbritannien, die rigorose Budgetkürzungen oder gar -streichungen für viele soziale Institutionen brachte, konnte jedoch das ursprüngliche Programm der Bewohnerinitiative nicht vollumfänglich verwirklicht werden. Zwar konnten die Hallen vor dem gänzlichen Abriss (wie in Paris) bewahrt werden, doch wurde deren Zweckbestimmung eine völlig andere.

Heute sorgen wohl Luxusläden, Boutiquen und Bistros für einen grossen Zustrom von – vorwiegend – Touristen. Von den einstigen Bewohnern verloren aber viele durch die «Aufwertung» des Quartiers und deren Folge ihre Bleibe durch Mietzinssteigerungen oder Wohnraumumwandlung in Geschäfts- und Büroräume – eine ganz natürliche Entwicklung darwinistisch-marktwirtschaftlicher Natur.

«Schwabylon» in München 1973–1979

Dass die Verbindung Kapital–Freizeit nicht immer glücklich für die Kapitaleite verlaufen muss, zeigt das Beispiel «Schwabylon». Für rund 30 Millionen erbaute der Schweizer Architekt Justus Dahinden in der Nähe des Münchner Vergnügungsviertels Schwabing ein Einkaufs- und Vergnügungszentrum der Superlative, das leider nur von kurzem Bestand war.

Trotz allen guten Vorsätzen des Architekten, «Freizeit in der Stadt» – vor allem für einkommensstarke Schichten – wieder attraktiv zu machen, musste das in reinster Pop-Art-Manier erbaute Gebäude nach nur sechsjährigem Bestand im



9



10

wahrsten Sinne des Wortes wieder «abgebrochen» werden. Denn trotz allen möglichen Freizeiteinrichtungen auf drei Geschossen und knapp 10000 m² Fläche, darunter ein Schwimmbad mit Sauna und Solarien, ein ganzjährig betriebenes Eislauffeld, verschiedene Spezialitätenrestaurants und einer «Agora» mit Bühne, warfen vor allem die 80 Ladengeschäfte nicht den zum Betrieb des ganzen Zentrums notwendigen Gewinn ab. Ihre Mieten waren zu hoch und die Renditen zu klein, so dass, bis auf fünf, alle Ladeninhaber bereits nach einem Jahr wieder auszogen und den restlichen wenige Monate darauf gekündigt wurde. Im Herbst 1975 wurde das Zentrum endgültig stillgelegt und vier Jahre darauf für 2 Millionen abgebrochen, um an seiner Stelle ein Bürogebäude errichten zu können.

Das Experiment Schwabylon scheiterte wohl vor allem daran, dass die «klassenlose Gesellschaft» wegen der Preisgestaltung nicht angezogen werden konnte und die Münchner Schickeria ausblieb. Das Experiment zeigt aber auch, dass einkommensstarken Schichten an einer Freizeitverbringung in Wohnortnähe nicht viel gelegen ist. Ihr für eine industrielle Gesellschaft typisches Statusdenken, das vielen als Vorbild dient und dadurch unser Wirtschaftssystem in Gang hält, muss sich aus bereits erwähnten Gründen (siehe Einleitung NZZ vom 22. August 1972) in Zukunft ändern und die Freizeitgestaltung eine neue Dimension erhalten.

Das Frankfurter «Pueblo» – Modell für eine ganzheitliche Erholung

Diese neue Dimension wollte der Biochemiker und Ganzheitstheoretiker Frederic Vester (Unsere Welt – ein vernetztes System) mit seiner Konzeption für ein im Herbst 1983 im Frankfurter Stadtteil Niederrad eröffneten «Freizeitdorf» unter einem Dach aufzeigen. Für über 25 Millionen DM liess dort der «an humanökologischen Fragen interessierte», vorwiegend in der Sicherheits- und Bankeneinrichtungsbranche tätige Unternehmer Horst Wüstkamp durch den Architekten Helmut Siegert ein ganzheitliches Zentrum errichten, das «Körper, Geist und Seele» als Einheit ansprechen und «vom passiven Konsumieren zum aktiven Erleben» führen sollte.

Für die Ausgestaltung des fünfgeschossigen, 5500 m² grossen, südamerikanischer Lehmarchitektur in Beton und Backstein nachempfundenen Zentrums (alles nur Täuschung, Kitsch – Manfred Sack) wurde – sehr geschickt, um an die Schwabylon meidende Klientel heranzukommen – eine Reihe bekannter Namen engagiert. So für die Inneneinrichtung der in einschlägigen Kreisen bekannte Dekorateur Chong Chiu (Zürich/New York) und für das Dachbiotop mit einem 300 Personen Platz bietenden «Saunaland» die Tübinger Architektengruppe LOG ID.

Für den gastronomischen Bereich wurde der Schweizer «Food-Consultant» Charles Fessel beigezogen. Er richtete im Eingangsbereich ein sogenanntes «Free-Flow-Restaurant» mit angeschlossener «Naturküche» ein. Sie dient dem besonders engen Kontakt, den der menschliche Organismus durch die Nahrungsaufnahme erfährt, bei der er, so Frederic Vester, «sozusagen einen Teil der äusseren Umwelt zu seiner inneren macht».

Um diese Tatsache dem Frankfurter Publikum näherzubringen, wurde der frühere Hilton-Koch und Instruktor des Steigenberger-Konzerns, Dieter Becker, engagiert. Sein Leitmotiv war, nur unbearbeitete Lebensmittel im Rohzustand zu verwenden.

Aus der «Naturküche» kamen nach Rezepten der «bekehrten» Filmschauspielerin Barbara Rütting vorwiegend frisch zubereitete Salate und Gemüse. Und auch die hauseigene Bäckerei backte nach ihren Rezepten aus selbstgemahlenem Mehl stündlich frisches Brot, Brötchen und Kuchen. – Alles in allem ausgezeichnete Vorsätze, die allerdings ihren Preis erfordern und von der Kundschaft gewünscht werden müssen. Und dieses Bedürfnis wollte Vester mit seinem bewusstseinsbildenden Konzept erzeugen. Ein Verlangen, das nur selbstbestimmt und ganzheitlich entstehen kann und das nicht nur zu einem anderen Freizeitverhalten, sondern auch zu einer veränderten Lebensform führt.

Zu einer solchen versuchte die «Pueblo-Akademie» die Besucher mit ganzheitlichen Denkformen im Bereiche der Ernährung, der Gesundheit und im Beruf anzuregen. Meist mit geleiteten Kursen, wie z.B. Entspannungsgymnastik, Überge-

wichtgruppen, Yoga-, Foto-, Mal- und anderen, insgesamt anfänglich 98 verschiedenen Aktivitäten. Die Teilnahmegebühren waren tief angesetzt, zwischen 80 DM für acht Kurse, wie z.B. für die Seniorengymnastik, und 140 DM für acht Doppellektionen, wie z.B. für Färben mit Pflanzenfarben oder Schmuckgestaltung.

Neben diesen Aktivitätsmöglichkeiten, die in geschlossenen Räumen stattfanden und von qualifizierten «Animatoren» geleitet wurden, gab es im ganzen Gebäude verstreut – für alle Besucher ko-

7 Die Gebäudestruktur des «Inter-Action Centre» / La structure du «Inter-Action-Centre» / The building structure of the «Inter-Action Centre», 1977

8 Das 1983 in Frankfurt-Niederrad nach dem Konzept Frederic Vesters erbaute «Pueblo» / Le «Pueblo» construit en 1983 à Francfort-Niederrad d'après le concept de Frederic Vester / The «Pueblo» built in Frankfurt-Niederrad in 1983 according to Frederic Vesters' concept

9 10 Beispielhafte und zukunftsweisende Wohnumfeldverbesserung durch den Anbau eines Gemeinschaftszentrums an ein Mietwohnhaus in Genf-Acacias. Der Anbau reicht weit in das Erdgeschoss des Mietwohnhauses hinein und dient diesem auch als Eingangszone. Nachdem der Anbau erst als Universitäts-, dann als privat geführtes Restaurant gedient hatte, wurde er 1981 auf die Initiative der Anwohner hin durch Ugo Brunoni (Mitarbeiter J. Y. Ravier) im Auftrag des Genfer Wohnbauamtes zum gut funktionierenden, weil gleichzeitig als Durchgang dienenden Freizeitzentrum umgebaut / Exemple montrant comment améliorer l'habitat à l'avenir par adjonction d'un centre communautaire à un immeuble locatif de Genève-Acacias. La partie ajoutée pénètre profondément dans le rez-de-chaussée de l'immeuble locatif auquel elle sert aussi de zone d'entrée. En 1981, après qu'il eut servi d'abord de cantine universitaire puis de restaurant privé, sur l'initiative des habitants, l'Office Genevois du Logement le fit transformer par Ugo Brunoni (J. V. Ravier, collaborateur) en un centre de loisirs qui fonctionne parfaitement grâce aux passants qui l'animent / An exemplary and futuristic improvement of a residential environment by the addition of a community centre to a tenement in Geneva-Acacias. The addition is reaching deeply into the ground-floor of the tenement, alternately functioning as its entrance area. After first having served as a university mensa and then as a privately managed restaurant, this addition was altered into a recreational centre, that proved to be well-functioning because people just had to pass through it. This was the result of a 1981 initiative by the residents, realized by Ugo Brunoni (assistant J. Y. Ravier) at the order of the Geneva housing authorities



①

stenlos zugänglich – zur Erweiterung der Assoziationsfähigkeiten eine Vielzahl von Wahrnehmungsobjekten, die der Sinn- und Wahrnehmungsphilosoph Hugo Kückelhaus entwickelt hatte. So u.a. einen «Summstein», in welchem in einer menschenkopfgrossen Öffnung durch Summen in einer bestimmten Resonanzhöhe «in der eigenen Stimme gebadet» werden konnte. An einem anderen Objekt konnten die Besucher durch Schnuppern an 16 verschiedenen Geruchshüllen die Welt der Sinne genauso neu entdecken wie in einer Vielzahl von sichtverdeckten Fingertastkästchen mit rauen, glatten, schwammigen, stacheligen oder samtartigen Innenflächen. Ein Sprechrohr verband in einem «Adobenhügel» mit Kriechtunnels zwei unsichtbare Sprechpartner. Weiter gab es einen schalltoten Erfahrungsraum neben vielen anderen bekannten Kückelhaus-Objekten.

Für den mehr realitätsbezogenen Managertyp entwickelte Vester einen «Berufsflipper» (Was gibt es in meiner beruflichen Umwelt zu verbessern?). An ihm konnte jeder seinen Arbeitsplatz von einer neuen Seite her spielerisch analysieren und ein neues Verhältnis zu seiner Arbeit finden.

Als Wahrzeichen der Fitnessbewegung waren, im ganzen Gebäude verstreut, frei benutzbare Trimmfahrräder installiert. Einzelne davon dienten dazu, ein Gruppen-Erfolgserebnis zu «erfahren», indem bei mehreren zusammengeschalteten Fahrrädern bei einer bestimmten Geschwindigkeit ein Springbrunnen in die Höhe getrieben oder Farbbeleuchtungsspiele in Gang gesetzt werden konnten.

Doch all das kann heute nur noch beschrieben werden, denn im Gebrauch ist heute nur noch ein verschwindend kleiner Teil dieser Installationen. Sie wurden der Wartungskosten wegen abgebaut oder mussten inzwischen kommerziell nutzbar Fitnessseinrichtungen Platz machen. Von den anfänglich knapp hundert verschiedenen Kursen werden heute nur noch deren neun angeboten – ausschliesslich solche der Fitness dienende. Sämtliche kreativen und philosophischen mussten mangels Zuspruch aus dem Angebot genommen werden.

Frederic Vester selbst zog sich schon knapp ein halbes Jahr nach der Eröffnung («Regelkreis unterbrochen») aus dem Projekt zurück. Und der Unternehmer Wüstkamp meldete: «Wir müssen durch Programme zeigen, dass wir ganz normale Leute sind...»

Das neue Freizeitverhalten am Wohnort...

Ein neues, selbstbestimmtes und kontaktreiches Freizeitverhalten, das für eine überlebensfähige nachindustrielle Gesellschaft zur Notwendigkeit wird, kann sich nicht nur auf bestimmte Orte und Zeiträume begrenzen. Auch nicht, wie heute, auf die Urlaubszeit, die immer mehr begeistert in Ferienclubs verbringen, weil ihnen dort professionelle Animatoren den täglichen Frust der Sinnfindung in der freien Zeit abnehmen, was sie sich selbst nicht eingestehen wollen.

Das neue Freizeitverhalten, das auch ein neues – und vor allem – soziales Verhalten werden muss, kann sich nur durch tagtägliche Einübung am Wohnort selbst einstellen, und dazu muss in einer nachindustriellen Gesellschaft dieser Wohnort selbst verändert werden. Die heutige isolierte, aus Gründen der Arbeitskrafterneuerung und -erhaltung sowie der Formung und Aufrechterhaltung gegenseitigen Konkurrenzverhaltens seit Beginn der Industrialisierung entwickelte und ständig verfeinerte Wohnform kann es jedenfalls in Zukunft nicht mehr sein. Die Arbeitskraft wird in der alten Form nicht mehr gebraucht, und zu eigennütziges Verhalten kann uns alle ins Verderben bringen.

Um ein neues gemeinnütziges Verhalten zu erzeugen, brauchen wir u.a. auch neue Wohn(bau-)formen, die es uns erlauben, über den engen Familienkreis hinaus mit unseren Mitmenschen auf ungewollene Weise in Kontakt zu treten, wenn in uns der Wunsch dazu aufkommt. Doch das ermöglichen unsere heutigen Wohn(bau)formen nicht.

Solche neue Wohn(bau)formen, die das erlauben und indirekt einen grossen Einfluss auf unsere gesamte Lebensform ausüben würden, sind nur möglich, wenn wir den dafür notwendigen zusätzlichen Raum schaffen. Zum Beispiel die einzelnen Wohnungen um halböffentliche, wohnungsverbindende Flächen erweitern würden, auf denen sich durch den täglichen Umgang mit den Mitbewohnern gemeinschaftsorientierte Wohn- und Lebensformen von selbst entwickeln könnten. Doch das geschieht im grossen Massstab nirgendwo. Lieber vergrössern wir weiterhin die privaten Wohnflächen (in den vergangenen 30 Jahren durchschnittlich pro Bewohner um über die Hälfte), als dass wir dringend notwendige kommunikative Bereiche in den Wohnhäusern selber schaffen, die möglicherweise zu kleineren privaten Wohnflächen und anderen Lebensformen führen würden.

... und im Wohnviertel einüben

Das neue Freizeitverhalten kann sich jedoch nicht nur auf die allernächste Wohnumgebung beschränken, wo erfahrungsgemäss der engere Kontaktbereich nicht über 10 bis 15 erwachsene Personen ausgedehnt werden sollte. Als nächste Stufe, ohne die die Kleinbereiche funktionsuntüchtig bleiben, gilt das Wohngebäude selbst mit rund 100 bis 150 Bewohnern, Kindern und Erwachsenen. Erst in dieser Grössenordnung können zusätzliche Gemeinschaftseinrichtungen, wie ein hausgener Kindergarten, gemeinsame Küchen, Ess-, Spiel- und Fernsehräume zu den üblichen Gesamtbaukosten (durch Reduzierung der privaten Wohnflächen) erstellt und betrieben werden. Dies zeigen die ersten Erfahrungen der «Central Wonen»-Bewegung in den Niederlanden, durch die in den vergangenen 10 Jahren 19 solcher Bauwerke erstellt wurden.

Die nächstgrössere Stufe ist der Wohnblock, dann das Quartier und letztlich der gesamte Ort, in ganz demokratischer Folge. Doch wie das baulich umzusetzen ist, dazu fehlen uns vorerst noch die Erfahrungen, nicht die Projekte. Eines aber darf bei alledem nicht übersehen werden, dass im Jahr 2000 aller Wahrscheinlichkeit nach rund 60 Prozent der Bevölkerung in bereits heute vorhandenen Gebäuden wohnen werden. Und diese Wohnbauvolumen gilt es dann für die neuen Verwendungszwecke umzurüsten, was grundsätzlich möglich ist, wenn wir die starren Wohnungsbegrenzungen aufheben. Zum Beispiel dadurch, dass wir ganze Haus- und Blockgeschosse innen neu aufteilen und teilweise über die öffentlichen Freiräume hinaus miteinander verbinden. Doch das setzt ein völlig neues Eigentumsverständnis voraus. E. M.

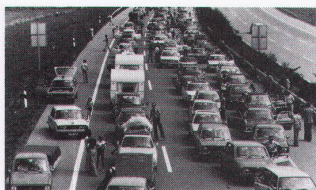
①

Bietet die nähere Wohnumgebung wirklich so wenig, dass ihr Wochenende um Wochenende Millionen entfliehen, und kann die Natur die Belastungen durch die Kurzurlauberströme noch lange ertragen? / Les environs immédiats de l'habitat offrent-ils si peu que des millions le fuient week-end après week-end et la nature pourra-t-elle encore supporter longtemps les nuisances de ce fleuve de visiteurs éphémères? / Does the immediate residential environment really offer nothing at all, so that millions of people are forced to escape from it week-end after week-end; and will nature really be able to survive this onslaught of countless week-end vacationers for much longer?

Erwin Mühlestein

Vacances citadines

Voir page 54



«La consommation effrénée en matière de loisirs accroît un peu plus chaque année la pollution de l'eau et de l'air, ainsi que le bruit dans notre entourage, et devient ainsi rapidement un facteur à prendre très au sérieux dans les problèmes généraux de l'environnement. (...) Nous avons vu comment l'automobile, véhicule d'une minorité privilégiée, est devenue, en un peu plus de deux décennies, un objet de grande consommation. La même tendance que l'on a pu observer dans ce domaine se retrouve dans la résidence secondaire, la seconde voiture, le bateau de plaisance, la piscine privée ou l'avion de sport. En matière de loisirs, nous allons dans une direction qui – pour s'exprimer prudemment – débouchera sur de graves difficultés. (...) Une baisse de la demande ne serait (...) envisageable que si les habitudes de consommation se modifiaient fondamentalement.»

Neue Zürcher Zeitung, 20.8.1972

«... si les habitudes de consommation se modifiaient fondamentalement.» La plupart des milieux s'accordent, depuis lors, à penser que les choses doivent changer si nous voulons conserver non seulement nos zones de détente régionales, mais aussi nos bases naturelles de survie qui leur sont directement liées. Pourtant, les avis divergent sur les moyens et les facteurs susceptibles de provoquer un changement des habitudes de consommation.

Une solution conforme au marché serait que la structure des prix rendit les distractions nuisibles à l'environnement, avant tout les vacances courtes (week-ends), accessibles au seul petit groupe des privilégiés. Mais cela aurait des conséquences graves sur l'industrie des lois-

sirs et du tourisme, le secteur économique qui, d'année en année, peut avancer des taux de croissance dépassant ceux des industries de pointe comme l'électronique. Pourtant, depuis quelques années, c'est de cette manière que la baisse du pouvoir d'achat, alliée à l'accroissement du chômage dans les pays industriels fortement développés, commence à introduire un changement. Pour les couches sociales inférieures, l'organisation des vacances se limite déjà au choix d'un seul grand voyage, à l'équipement (de loisirs) le meilleur marché, le plus souvent l'été dans les pays dits bon marché. Le reste des loisirs doit nécessairement se dérouler à la maison; essentiellement dans le logement familial et son entourage immédiat où se passent environ 70% des loisirs quotidiens. Pour la population courante, les trois cinquièmes de ce temps se consomment devant la télévision. Il s'agit de «consommateurs» facilement influençables, notamment parce que l'entourage immédiat de l'habitat n'offre aucune alternative et que leur capacité d'organiser eux-mêmes leurs loisirs est depuis longtemps paralysée. Cette situation doit-elle, devrait-elle et peut-elle être modifiée et qui sont ceux qui y trouveraient un intérêt? Certainement seuls les milieux dotés d'une conscience sociale, voulant que les couches de population les plus larges puissent déterminer elles-mêmes un mode de vie raisonnable dans la société post-industrielle qui commence à se mettre en place.

Une société totalement différente de la nôtre, dans laquelle gagner sa vie ne sera plus le moment fondamental, car le travail sera essentiellement exécuté par des machines. Les premiers signes de ce développement se remarquent déjà nettement, non seulement dans l'industrie lourde et les mines, mais aussi dans d'autres branches de l'industrie de transformation et dans les services administratifs. Pour l'instant, même si l'on compte déjà plus de 10% de sans-emploi dans certaines branches et régions, le nombre de personnes concernées par le chômage est encore relativement faible et ceux qui sont touchés appartiennent à des couches de population qui ne savent ni s'articuler, ni défendre leurs intérêts. Mais les choses changeront lorsque des couches de population plus larges, et avant tout d'une autre nature, seront concernées. Il ne sera alors pratiquement plus possible de créer comme aujourd'hui une société de second or-

dre dans la population en ne répartissant pas le travail restant. Dans une telle société à deux classes, l'une ayant du travail et l'autre pas, l'une riche et l'autre pauvre, les chômeurs seront bientôt majoritaires et, en raison de leur pouvoir d'achat amputé, ils ne seront plus à même de faire fonctionner le système économique et social fondé sur la consommation.

Il y a un autre aspect économique gagnant en importance qui doit conduire à une transformation de la société. Une industrie intelligente, la seule à laquelle la société postindustrielle puisse conduire, a besoin d'une classe de travailleurs intelligents. Les anciennes vertus d'exécutants et de subordonnés qui caractérisaient les travailleurs de l'ère industrielle en déclin ne peuvent que gêner dans une société industrielle intelligente. Ces qualités, ayant certes été utiles au développement rapide et régulier de notre société industrielle, étaient soutenues non seulement par des méthodes d'éducation et d'enseignement autoritaires, mais aussi par des formes d'habitat et de vie isolant les individus les uns des autres. Une production industrielle intelligente, par contre, dépend des facultés de coopération et de communication de ses collaborateurs et ces qualités ne pourront pas se manifester d'elles-mêmes d'un seul coup.

Un autre aspect de nature non économique, et par là même sûrement moins déterminant, exigeant une transformation décisive de nos formes de loisirs, est la sauvegarde et si possible le développement de notre patrimoine culturel. Aujourd'hui, ce dernier est déjà sérieusement mis en cause, la plus grande partie de la population ne connaissant pas d'autre forme de loisirs que la télévision (trois familles sur quatre ne peuvent imaginer une soirée sans elle). Quant à la partie restante, elle n'a d'autres possibilités que celles octroyées par l'industrie des loisirs.

Revaloriser l'entourage de l'habitat

En raison des conséquences de la politique économique tendant à maintenir les structures existantes, c'est-à-dire transformant une couche plus large de population en «nouveaux» pauvres, il est possible que la société postindustrielle parvienne à diminuer les plus graves nuisances d'une organisation des loisirs basée sur la consommation. D'une manière ou d'une autre, cela sera nécessaire, mais on pourrait aussi l'obtenir par

une autre voie. Par exemple, en revalorisant les environs de l'habitat, celui-ci devenant suffisamment attractif pour que ses occupants ne cherchent plus à le fuir à la première occasion.

Un tel comportement pourrait entre autres résulter de la création de centres de loisirs près des logements, ceux-ci étant conçus de manière à être plus qu'un remplacement des vacances de week-end. «Des centres propices aux contacts pour tous et tout, où l'on peut se rencontrer et s'entretenir, fêter et s'activer en groupes, mais sans aucune contrainte» (Horst W. Opaschowski). En fait, leur mise en place devrait être une question d'intérêt général.

En tout état de cause, les centres de culture et de loisirs apparus au cours des dernières années en de nombreux endroits ne répondent pas à ces exigences. Dans la plupart des cas, leur destination préétablie, p. ex. centre de jeunes ou culturel, rencontre de personnes âgées ou garderie d'enfants, exclut *a priori* une partie de la population. Le plus souvent, l'administration publique y ajoute ses équipements de loisirs officiels, totalement organisés, qui laissent peu de place à l'initiative individuelle, car chacun se sent surveillé en permanence. Sous cette forme conventionnelle, ils favorisent la dispersion des familles, des voisinages et des générations plutôt qu'ils n'encouragent les initiatives individuelles débouchant sur des activités communautaires.

Les centres d'achat Ils remplacent les lieux de loisirs manquants

Si au cours des premières décades de l'après-guerre, après avoir rattrapé le retard et achevé la reconstruction dans le domaine des logements, on se consacra avant tout à la construction des centres confessionnels, les mêmes tâches s'étendirent aux promoteurs communaux au cours de la période de prospérité des années 60. Aujourd'hui par contre, en raison des formes d'habitat peu favorables aux contacts, de l'orientation vers la petite famille et de la consommation des médias en masse, le reste des besoins communautaires de la population citadine, dispersée dans les grandes agglomérations urbaines, est essentiellement couvert par des centres d'achat proches des autoroutes.

Dans une série d'insertions parues dans la presse en 1970, le premier centre d'achat suisse, proche de Zurich, annonçait sa prochaine ou-

verture comme suit: «A partir de (...) vous trouverez à (...) la forme la plus moderne de la multifonction, la première city de Suisse conçue et construite selon les besoins actuels (!). Là vous êtes le bienvenu, non seulement en tant que consommateur et utilisateur des services, mais aussi en tant que flâneur désireux de se distraire. La nouvelle city est un spectacle complet car on y trouve des concerts, des bistrotts, des distractions et des lieux de rencontre pour tous! Solitaires et rentiers, personne ne s'y sentira mal à l'aise. L'idée de la multifonction authentique profite à tous, tout comme le modèle d'antan...»

Cinq ans plus tard, un autre centre d'achat situé près d'une autre sortie de Zurich annonçait son ouverture proche: «... on peut y rencontrer des gens plaisants et y être rencontré par des gens plaisants. On peut lécher les vitrines, contempler les jeux d'eau, aller dans un bon restaurant. On peut aussi se détendre dans un coin de repos confortable au bord du mail (...). Il s'agit bien d'un vrai centre d'achat. Cela veut dire qu'il contient plus que des boutiques et des grands magasins, mais aussi des possibilités de rencontre, de repos et de détente. Un centre d'achat attrayant est aussi un centre de rencontre attrayant!»

Seulement quatre mois après, un article de presse portant le sous-titre «Le point de rencontre va disparaître» annonçait la nouvelle suivante: «Le coin de repos du mail est rapidement devenu un pôle d'attraction pour de nombreux jeunes. La direction du centre, qui se voit dans l'obligation de faire nettoyer l'emplacement toutes les deux heures, veut maintenant trouver une solution.» Ceci fut résolu en comblant la partie en creux et aujourd'hui, plus rien ne laisse deviner le «lieu de rencontre» du début.

Entre-temps d'autres centres commerciaux ont aussi trouvé de telles «solutions», à moins qu'au départ aucun «point de rencontre» ne soit prévu. Leur succès étant assuré, les centres n'avaient plus besoin de se disputer les clients à l'aide d'arguments de communication.

Malgré tout, ils devinrent les «symboles de notre société d'abondance» pour une grande partie des groupes marginaux et des déshérités, émigrés et chômeurs; des centres de rencontre favoris «où l'on peut toujours voir quelqu'un et ne pas se sentir trop seul».

Il est par ailleurs caractéristi-

que que les centres ont su canaliser ce flot de visiteurs indésirables en organisant leurs propres salons de jeux dans lesquels les jeunes ne gênent plus les acheteurs des banlieues. Des enquêtes ont montré que beaucoup de ces jeunes s'y rencontrent quotidiennement, car selon les dires d'une écolière de 14 ans, «on ne peut pas toujours être assis en rond et les ensembles de loisirs sont trop ennuyeux». On ignore si ces centres servent aussi de refuge aux nombreux rentiers à faibles revenus, car ils ont l'habitude de faire peu de bruit autour d'eux.

Les passages commerciaux Retour des centres d'achat dans les villes

Alors que, chez nous, les centres d'achat commençaient à prendre pied dans les campagnes, les USA, le plus souvent en avance de plusieurs années sur l'Europe, voyaient se dessiner la tendance contraire qui réactivait les quartiers urbains abandonnés sous la forme de centres d'achat. Les commerces de détail ont tenté de créer des «atmosphères propices à l'achat» en faisant aménager des passages commerciaux dans des îlots bâtis existants. Les problèmes initiaux que connurent ces centres d'achat, en raison de l'affluence des visiteurs ne voulant pas consommer, ont été résolus en faisant payer celui qui ne cherche que de la compagnie et désire s'asseoir. Pourtant, nulle part les nouveaux passages n'atteignirent la popularité qu'ils rencontrèrent au 19^{ème} siècle, ce qui en fit parfois les véritables «séjours» d'une ville, comme la «Galleria Vittorio Emanuele II» à Milan qui fonctionne encore comme la réplique profane de la cathédrale. Les passages du 21^{ème} siècle sont, par contre, aussi désertés que les centres-ville qui les entourent après la fermeture des magasins et nombre d'entre eux sont clos par des grilles.

Ce développement se poursuit encore à grande échelle aux USA où plus de 22 mille Shopping Malls disputent actuellement la clientèle aux rues et aux places et aux Shopping Centers eux-mêmes. «Le mall, dérivé du Shopping Center initial, est devenu l'espace de loisirs numéro un d'Amérique. Il transforme les habitudes de vie et de loisirs des Américains et leur comportement social», écrivait *Der Spiegel* dans un grand reportage: «Printemps permanent dans la ville de Mickey». En Amérique, où les habitants n'attachent jusqu'à pré-

sent aucune importance à l'espace public, mais pour qui l'espace privé assorti de tout le luxe imaginable est primordial, l'apparition des villes artificielles peut être l'amorce du comportement de nature communautaire qui caractérisera l'époque postindustrielle.

Les centres multifonctionnels, véritables espaces de loisirs urbains

Le succès de tels centres en Amérique, de même que chez nous, laisse présupposer un besoin latent de contacts humains au sein de la population. A la suite de la perte des espaces urbains publics sacrifiés à l'aménagement des voies de circulation – les voies résidentielles avec leur caractère «privé» ne peuvent y suppléer –, la «vie publique» se développe nécessairement à l'intérieur des bâtiments en excluant certains groupes de population.

Le risque que les «villes synthétiques» remplaçant les anciennes villes ne deviennent à leur tour une fuite vers l'intérieur, ne se différenciant plus fondamentalement des espaces d'habitat privés, est un danger évident. Une véritable vie publique ne peut naître qu'en parallèle au développement de l'esprit communautaire et cela n'est favorisé ni par les centres d'achat purement mercantiles, ni par les Shopping Malls.

Pourtant, dans la société post-industrielle, une telle vie sera possible et nécessaire à sa survie. Si nous modifions conséquemment les structures économiques et politiques, l'économie pourra alors fonctionner d'elle-même sans le principe actuel de la concurrence (elle fonctionnera automatiquement comme les automates), ce qui aura des conséquences sur tous les comportements de la société – donc une question purement politique.

«t'Karregat» à Eindhoven

Le centre de quartier multifonctionnel «t'Karregat» (Karrenloch, parce que jadis les charrettes s'embourbaient sur le terrain en pente légère), érigé en 1973 par l'architecte Frank van Klinger en Herzenbroeck, un faubourg d'Eindhoven, est le meilleur exemple pouvant nous montrer l'aspect que pourrait prendre la vie (publique) urbaine.

A la fin des années 60, van Klinger avait acquis la célébrité mondiale en érigeant un centre socioculturel d'un nouveau genre à Dron-ten. Trois églises et la commune lui

avaient confié la construction d'un centre de village répondant aux conceptions courantes de l'époque: une salle pour chacune des trois églises et un théâtre pour la commune avec foyer et salle d'exposition. Mais ce que van Klinger proposa à ses clients et ce qu'ils acceptèrent, fut de bâtir un centre multifonctionnel réunissant toutes les fonctions sous un seul toit. Comme enveloppe, il proposa un hall industriel cubique avec le moins possible de poteaux gênants; une sorte de grande halle de marché vitrée. Jusqu'à présent, cet ensemble fonctionne parfaitement.

A Eindhoven par contre, on attendait de van Klinger une solution dans laquelle non seulement les éléments culturels, mais aussi des équipements commerciaux devaient être concentrés sous la même toiture: deux écoles préparatoires et primaires (une publique et une catholique dans chaque catégorie), une salle de gymnastique, une salle pour les jeunes et les hobbies, une salle de réunion, un cabinet commun pour trois médecins et un dentiste, une bibliothèque, un supermarché, une droguerie, une boulangerie, une boutique de fleuriste, un magasin de jouets, une filiale bancaire, un bureau de poste et, à l'extérieur, une station d'essence libre-service. L'ensemble devait revenir à la moitié du coût de construction normal.

Comme à Dron-ten, la solution proposée par van Klinger fut aussi d'une ouverture pratiquement totale. Sous un parapluie de couverture construit en acier et vitré, van Klinger juxtaposa tous les équipements demandés avec des transitions insensibles. Presque aucun élément n'était vraiment séparé du tout; le bureau de poste dans la droguerie et la bibliothèque dans le restaurant. Les écoles sont vitrées vers le volume central intérieur servant d'aire de récréation et où se trouve un bar, bien entendu panoramique. En guise de cloisons, on avait prévu des murs de 40 à 120 cm, mais ils furent exécutés à une hauteur de deux mètres. Pourtant, ils ne gênèrent qu'à peine le caractère «d'ouverture» du complexe bâti.

Le hall est partout doté d'entrées, de sorte qu'il est presque directement lié aux habitations voisines pour lesquelles il doit, d'après van Klinger, servir de «salle de séjour». En 1975, Manfred Sack, critique d'architecture du périodique *Die Zeit*, visita le centre et écrivit enthousiaste: «... chaque visiteur voit là où

il passe; les mères voient leurs enfants à l'école, les enfants savent qu'ils n'y sont pas exilés. Ils ressentent leur environnement habituel; les parents et l'école se rapprochent, les mères aident à l'école, les pères racontent si besoin leurs aventures, les maîtres conseillent les parents.»

Et plus loin: «Il est inutile de condamner la «terreur de la consommation» aussi longtemps que cette dernière sera une part essentielle de notre destin; il est donc préférable de contrôler les verdicts et d'amoindrir les aversions. Les choses se présentent comme suit: La culture et la consommation profitent de leur voisinage; les maîtres familiarisent leurs élèves avec le monde du supermarché, ils en font des consommateurs critiques qui seront en mesure d'influencer l'offre au lieu de se laisser définir par elle. De leur côté, les commerçants ne considèrent plus les enfants comme des chapardeurs, des indésirables et des épouvantails à clients, mais comme les acheteurs intéressants de demain.»

Un an après que furent écrites ces lignes, dans le cadre de la «restauration» (van Kingeren), ce fut d'abord «l'école ouverte» et avec elle sa pédagogie d'avant-garde, qui fut transformée en école «normale» composée de classes fermées et peu à peu, d'autres zones furent aussi séparées; et ceci non pas parce que le principe de la construction ouverte ne fonctionnait pas, mais parce qu'il fonctionnait trop bien...

Inter-Action Centre à Kentish Town, Londres

D'après un principe semblable mais avec un autre «contenu», l'architecte Cedric Price construisit en 1977, pour une association du quartier pauvre londonien de Kentish Town, un centre socioculturel d'une nature particulière que le Conseil de l'Europe à Strasbourg qualifia, à juste titre, de «centre de loisirs urbain le plus fascinant».

Pour un coût de construction également très réduit, en utilisant presque exclusivement des pièces préfabriquées normalisées choisies sur catalogue et une structure porteuse en acier également préfabriquée pour recevoir les baraques-containers, Price édifia, sur un terrain public avec bail emphytéotique jusqu'à l'an 2000, un centre permettant, grâce à sa mobilité, d'organiser toutes les fonctions imaginables sur un peu plus de 2000 m² de surface utile. C'est ainsi qu'en première

phase, on trouvait, autour du hall central, un centre de rencontre pour personnes âgées, une école maternelle, diverses salles de jeu et de séjour, un restaurant public et une cantine d'entreprise ainsi que divers ateliers pour le travail du bois et du métal et même des laboratoires de photographie, de film et de vidéo capables de produire par eux-mêmes.

Le contact très important avec les habitants du quartier qui n'est entretenu presque nulle part ailleurs, ce qui explique pourquoi les centres n'attirent généralement que de petits groupes, est assuré à Kentish Town par les productions de l'imprimerie du centre, ainsi que par un bus d'information grâce auquel les films et les bandes-vidéo créés au centre peuvent être présentés dans les rues et les places publiques. En plus, un groupe théâtral ayant ses locaux de répétition et de production au centre parcourt toute l'Angleterre afin de rendre publique l'idée d'Inter-Action des deux initiateurs Rhodes Scholar et Ed Berman. Pour les assister, on compte 60 collaborateurs rémunérés, sans lesquels le centre ne saurait fonctionner sous cette forme.

Commercialisation des centres de loisirs

Quelques années plus tard, les habitants du quartier londonien de Covent Garden tentèrent de réaliser une opération semblable. Pour ce faire, ils disposaient de halles de marché désaffectées datant du siècle dernier, une structure bâtie convenant idéalement à cet usage.

Mais la situation centrale, sur un terrain urbain très coûteux, au centre de Londres, ainsi que la nouvelle situation politique dans toute la Grande-Bretagne, les amputations rigoureuses des budgets ou même les suppressions de crédit imposées à beaucoup d'institutions sociales empêchèrent la réalisation du projet prévu initialement. Certes, les halles purent être sauvées de la démolition complète (comme à Paris), mais leur destination fut toute différente.

Aujourd'hui, des commerces de luxe, des boutiques et des bistrotts attirent un grand nombre de visiteurs, des touristes pour la plupart, tandis que les anciens habitants du quartier ont été nombreux à perdre leur logis, à la suite de la «revalorisation» des lieux et de ses conséquences: augmentation des loyers ou transformation de volumes habitables en commerces ou bureaux; un développement tout naturel dans un

monde au marché de nature darwiniste.

«Schwabylon» à Munich 1973-1979

L'exemple de «Schwabylon» montre que les loisirs associés au capital ne tournent pas automatiquement à l'avantage de ce dernier. Pour environ 30 millions, l'architecte suisse Justus Dahinden construisit, à proximité du quartier munichois des distractions de Schwabing, un centre d'achat et de loisirs superlatif qui ne vécut malheureusement que peu de temps.

Malgré toutes les bonnes intentions de l'architecte pour rendre leur attrait aux «loisirs dans la ville», avant tout pour les milieux à revenus élevés, le bâtiment édifié en style purément «Pop-Art» dut être «démoli», au sens propre du mot, au bout de six ans. Malgré tous les équipements de «loisirs» imaginables répartis sur trois étages et presque 10 000 m² de surface, parmi lesquels une piscine avec sauna et solariums, une patinoire fonctionnant toute l'année, divers restaurants gastronomiques et une «agora» avec scène, les 80 commerces ne procurèrent pas les gains nécessaires au fonctionnement du centre. Les loyers étaient trop élevés et la rentabilité trop faible. A l'exception de cinq, tous les propriétaires de boutique avaient quitté les lieux au bout d'un an et les autres donnèrent congé dans les mois qui suivirent. En automne 1975, le centre fut définitivement fermé et démolit, au bout de quatre ans pour 2 millions, afin de faire place à un immeuble de bureaux.

Il est clair que l'expérience «Schwabylon» échoua, avant tout parce que la «société sans classe» ne pouvait être attirée en raison des prix pratiqués et que la haute volée munichoise resta à l'écart. L'expérience montre aussi que la classe à revenus élevés n'est guère intéressée de passer son temps libre à proximité du lieu d'habitat. Son attitude hautaine, typique de notre société industrielle et servant d'exemple à beaucoup, ce qui maintient notre système économique en fonctionnement, doit changer pour les raisons indiquées plus haut (voir introduction NZZ du 22.8.72), pour que l'organisation des loisirs prenne une autre dimension.

Le Pueblo de Francfort – un modèle de détente totale

Le biochimiste et théoricien de la totalité Frederic Vester (unser

Welt – ein vernetztes System) a voulu montrer cette nouvelle dimension en concevant un «village de loisirs» sous un seul toit qui fut ouvert à Francfort-Niederrad en automne 1983. Pour plus de 25 millions de DM, il fit ériger par Horst Wüstkamp intéressé par les questions «d'écologie humaine», mais dont l'entreprise travaille surtout dans le secteur de la sécurité et des équipements bancaires, un centre total s'adressant au «corps, à l'esprit et à l'âme» comme à un tout et devant conduire de la «consommation passive à une vie d'expériences actives».

Pour organiser ce centre sur cinq niveaux et 5500 m² de surface, en béton et briques mais s'inspirant de l'architecture en argile sud-américaine (rien que de l'illusion: Kitsch – Manfred Sack), on a très habilement engagé une série de noms connus, pour attirer la clientèle qui avait boudé «Schwabylon». Ainsi pour l'aménagement intérieur, le décorateur Chong Chiu (Zurich/New York) bien connu des spécialistes et le groupe d'architectes LOG ID de Tübingen pour le biotope de la toiture comportant un grand «sauna» pour 300 personnes. On a confié la partie gastronomique au «Food-Consultant» Charles Fessel. Dans la zone du rez-de-chaussée, il a installé ce qu'on appelle un «Free-Flow-Restaurant» accompagné d'une «cuisine naturelle». Elle assure le contact particulièrement étroit que connaît l'organisme humain par l'absorption des aliments au cours de laquelle, selon Frederic Vester, «il prend pour ainsi dire une part de notre environnement extérieur pour en faire son intérieur».

Pour familiariser le public de Francfort avec cette idée, on engagea Dieter Becker, ancien cuisinier du Hilton et instructeur du groupe Steigenberger. Son principe était de n'utiliser que des produits alimentaires non préparés à l'état brut.

Cette «cuisine naturelle» préparait des salades et des légumes, frais pour la plupart, selon les recettes de la star de cinéma «convertie» Barbara Rütting. Egalement d'après ses recettes, la boulangerie du centre cuisait, toutes les heures, du pain, des petits pains et des gâteaux frais en employant de la farine moulue sur place. Dans l'ensemble, des détails excellents qui doivent être payés et avant tout souhaités par la clientèle. Vester voulait créer le besoin grâce à son concept de prise de conscience; une exigence qui ne peut naître qu'au niveau personnel et dans

le désir de totalité, sans conduire à une autre forme de consommation de loisirs, mais à un mode de vie nouveau.

C'est dans ce sens que «l'Académie Pueblo» tentait d'entraîner les visiteurs vers des formes de pensée globales dans les domaines de l'alimentation, de la santé et de la profession. Le plus souvent, on organisait pour cela des cycles de cours, p. ex. gymnastique de relaxation, thérapeutiques de groupe, cours de yoga, de photographie, de peinture et autres; au total 98 activités différentes au départ. Les taxes de participation étaient assez modestes, entre 80 DM pour huit séances de gymnastique par semaine et 140 DM pour huit leçons doubles de peinture avec arrangement de plantes et design de bijoux.

À côté de ces possibilités d'activité se déroulant à l'intérieur et dirigées par des «animateurs» qualifiés, on trouvait, dispersés dans tout le bâtiment et accessibles gratuitement à tous les visiteurs, un grand nombre d'objets de perception destinés à accroître la capacité d'association, développés par le philosophe Hugo Kückelhaus spécialisé dans le domaine des sens et de la perception. Ainsi p. ex. une «pierre sonore» dans laquelle on pouvait passer la tête au travers d'une ouverture et murmurer à une certaine hauteur de résonance pour se «plonger dans son propre murmure». D'autres objets permettaient aux visiteurs de redécouvrir le monde des sens en flairant 16 récipients aux parfums différents ou en palpant un grand nombre de boîtes tactiles dissimulées aux regards, leur surface intérieure étant rugueuse, lisse, spongieuse, épineuse ou veloutée. Sur une colline en argile traversée par des tunnels accessibles, un téléphone acoustique reliait deux interlocuteurs invisibles. Il y avait aussi une salle d'expérience insonore à côté de nombreux objets connus de Kückelhaus.

Pour les managers plus réalistes, Vester avait développé une «machine-test pour professions» (que puis-je améliorer dans mon entourage professionnel?). Là, chacun pouvait analyser son poste de travail d'une manière amusante et nouvelle pour trouver une relation neuve avec son métier.

Des vélos fixes, librement utilisables, répartis dans tout le bâtiment, symbolisaient le mouvement de fitness. Certains d'entre eux permettaient de vivre un succès collectif dans la mesure où plusieurs cyclistes

reliés les uns aux autres et pédalant à la même vitesse déterminée, pouvaient faire jaillir des fontaines ou déclencher des jeux d'éclairages multicolores.

Pourtant, on ne peut maintenant que décrire tout cela au passé, car aujourd'hui, seule une très faible part de ces installations fonctionne encore. On a dû les démonter en raison des frais d'entretien et on les a remplacées par des équipements de fitness commercialement rentables. Par ailleurs, sur presque une centaine de cours proposés au début, seulement neuf ont encore lieu, exclusivement ceux se rapportant au secteur «fitness». Tous les cours ayant trait à la création ont été supprimés en raison de l'absence d'élèves.

Frederic Vester lui-même se retira du projet, moins de six mois après l'ouverture («circuit régulateur interrompu»), tandis que l'entrepreneur Wüstkamp déclarait: «Par notre programme, nous devons montrer que nous sommes des gens tout à fait normaux...»

S'entraîner à de nouvelles formes de loisirs sur le lieu d'habitat...

La nouvelle forme de loisirs, choisie par les intéressés et assurant de nombreux contacts qui sera nécessaire à la survie de la société post-industrielle, ne peut être limitée dans l'espace et le temps. Elle ne saurait pas non plus se restreindre, comme aujourd'hui aux seules vacances, qu'un nombre toujours plus grand passe dans des clubs où des animateurs professionnels les libèrent de la peine quotidienne de rechercher un sens à leurs loisirs, ce que par ailleurs ils refusent d'admettre.

Ce nouveau comportement au cours des loisirs qui doit aussi, et avant tout, être un nouveau comportement social, ne peut s'installer que par un entraînement quotidien sur les lieux d'habitat et dans la société post-industrielle; cet habitat devra aussi être modifié. La forme d'habitat par individus isolés d'aujourd'hui qui s'est développée et sans cesse affinée depuis le début de l'industrialisation, en raison de la politique de renouvellement et de maintien des emplois, ainsi que pour encourager et entretenir l'esprit de concurrence, ne pourra en aucun cas être maintenue à l'avenir. Les travailleurs de nature conventionnelle ne sont plus utilisables et un comportement trop égoïste pourrait nous conduire tous à la catastrophe.

Afin d'obtenir un nouveau comportement communautaire, nous avons notamment besoin de nouvelles formes (construites) d'habitat qui nous permettraient de sortir du cadre familial étroit et d'entrer librement en contact avec les autres, si nous en avons le désir. Les formes (construites) de notre habitat actuel ne le permettent pas. Celles qui le permettraient et qui exerceraient indirectement une grande influence sur l'ensemble de notre mode de vie ne sont possibles que si nous créons l'espace supplémentaire nécessaire. Par exemple, en étendant les logements individuels par des surfaces de liaison semi-publiques sur lesquelles des formes d'habitat et de vie à caractère communautaire se développeraient d'elles-mêmes grâce aux rencontres quotidiennes avec les voisins. Mais cela n'existe nulle part à grande échelle. Nous agrandissons plutôt nos surfaces privées (en moyenne 50% de plus p. hab. au cours des 30 dernières années), au lieu de créer les zones de communication indispensables aux immeubles d'habitat. Ceci conduirait probablement à des surfaces d'habitat privées plus faibles et à d'autres formes de vie.

... et dans le quartier

La nouvelle forme de loisirs ne peut pourtant pas se limiter à l'entourage immédiat du logement dans lequel, d'après l'expérience, la zone de contact étroit ne devrait pas s'étendre au-delà de 10 à 15 personnes adultes. Sans que le fonctionnement de cette première zone soit gêné, le niveau suivant est celui de l'immeuble tout entier avec 100 à 150 habitants, enfants et adultes. C'est seulement à cette échelle que l'on peut créer des équipements communautaires tels qu'école maternelle, cuisine, salles à manger, de jeu et de télévision collectives, sans plus-value sur le prix de construction normal (réduction des surfaces privées). Ces résultats sont démontrés par les premières expériences du mouvement «Centraal Wonen» aux Pays-Bas qui a érigé 19 de ces immeubles au cours des 10 dernières années.

La phase suivante est celle de l'îlot, puis du quartier et finalement de l'agglomération entière, dans une succession parfaitement démocratique. Pour traduire cela en constructions, nous avons des projets mais l'expérience nous manque. En tout état de cause, nous ne devons pas oublier qu'en l'an 2000, selon toutes probabilités, 60 pour cent de la popu-

lation habitera dans des bâtiments existants aujourd'hui. Il s'agit de convertir ce volume d'habitat pour sa nouvelle destination; ceci est en principe possible si nous renonçons aux limites rigides de nos logements. Par exemple, nous pourrions transformer la distribution intérieure des îlots d'habitation et y établir des relations par le biais d'espaces libres publics. Mais cela présuppose une compréhension toute nouvelle de la propriété.

E. M.